

Aufgabe der Religion

Ist Religion eher etwas für Gefühle, für Emotionen?

Die Religion ist schon deshalb nötig, weil sie das beste Medikament sein kann, um mit verängsteten Gefühlen umzugehen. Doch ihre Dialektik kann darin bestehen, dass gerade sie dazu benutzt wird, Gefühle so mit Angst aufzuladen, dass sie bis zum Zerstörerischen führen.

Erleben wir das zum Teil heute?

Ich fürchte, ja. Es ist wie in der Medizin, dass man bei falschem Gebrauch von Medikamenten in unzureichender Dosierung oder in vollkommen falscher Anwendung schwersten Schaden anrichten kann, und das ist ohne Zweifel auch religiös möglich. Wir treffen heutigentags die Religion in einem Zustand an, der weit entfernt ist von den Grundlagen, unter denen sie selber sich gestalten und äußern sollte.

Soeben noch haben wir den Gedanken eingefügt, dass Gott als etwas Absolutes nicht relativiert werden dürfe durch machtpolitische Inanspruchnahme. Genau das aber war der Zustand noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hier in Europa, und es blieb so bis 1789, bis zur Französischen Revolution und hat sich darüber hinaus erhalten bis in die Gegenwart. – Wir müssen uns freilich, um das zu begreifen, noch anschauen, was aus der so genannten Säkularisierung geworden ist, und müssen vorab schon betonen: Das Zurückdrängen der Religion hat enorme Folgen auch für die Art, wie Anthropologie betrieben wird, wie die Sicht auf den Menschen gerichtet wird. Entscheidend bleibt, dass die Idee, es gibt einen Gott,

der als Person begründet, dass wir als Menschen existieren und wie wir als Menschen existieren, eine im Grunde unersetzbare Funktion darstellt. Niklas Luhmann hat vor Jahren über die »Funktion der Religion« geschrieben und diese soziologisch darin gesehen, dass die Religion die Aufgabe habe, die Kontingenzlücke der gesellschaftlichen Institutionen und Regelwerke des Verhaltens zu schließen. Ich möchte diese Auffassung gerne existenzialisiert wiedergeben und sagen: Religion hat die Aufgabe, die Kontingenzlücke zu schließen, die in allem Persönlichen enthalten ist. Darin liegt die ungeheure Chance der Religion und gleichzeitig ihre Gefahr. Mit Kontingenzlücke meine ich existenziell, dass jeder Mensch, der über sich nachdenkt, finden wird, dass es keinen zureichenden Grund gibt dafür, dass er existiert. Die Naturwissenschaften können zeigen, dass es natürlich kausale Gründe für das Dasein eines Menschen gibt: Es hat ein Elternpaar gegeben, das mit seinen Genen die biologische Grundlage gelegt hat, es gibt für den Persönlichkeitsaufbau psychologische und soziologische Gründe. Das alles erklärt indessen nicht, wer wir als Individuen sind. An dieser Stelle klafft eine absolute Lücke, die mit keiner kausalen Notwendigkeit zu schließen ist.

Und wer hilft uns denn, diese Lücke zu schließen? Braucht man dafür dann eben den Klerus oder den Ajatollah oder wen auch immer, oder den Psychologen?

Nein, diese alle überhaupt nicht, allenfalls mittelbar, aber man braucht unbedingt ein absolutes personales Gegenüber, das in allen Religionen Gott genannt wird. Ein solches Gegenüber allein bietet den hinreichenden Grund einer kontingenten Existenz, denn es begründet eine Notwendigkeit aus Freiheit, etwas also, das in der ganzen Naturordnung nicht vorkommt, und das auch innerhalb der Gesellschaft keinen Platz hat. Der Schöpfungsglaube hingegen meint in allen Religionen genau

dies: Es gibt uns, weil Gott aus Liebe gewollt hat, dass wir existieren. Dafür gibt es absolut keine Notwendigkeit, doch Gott hat es gewollt in absoluter Freiheit.

Aber das muss dem Menschen doch jemand vermitteln. Das können die Eltern dem Kleinkind vermitteln.

Ein solches Vertrauen können Eltern mit ihrer Liebe einem Kinde begrenzt vermitteln, doch selbst nicht begründen; sie können es wohlgemerkt nicht mit Doktrinen, nicht mit Strafängsten, nicht mit moralischer Zensur vermitteln, einzig durch ihre Liebe, in der sie zu einer Art Abbild dessen werden, was wir im Absoluten unter Gott uns vorstellen. In einem solchen absoluten personalen Vertrauen wird es glaubhaft: Gott trägt uns durch das ganze Dasein. Er möchte, dass wir sind. Eine solche Zuversicht ist unendlich viel mehr als die ganze Natur uns zu sagen vermag, unendlich viel mehr als die Gesellschaft sagen kann. Die Gesellschaft wird sagen: »Streng dich an, dass du brauchbar wirst für uns. Wir wollen sehen, dass du uns hilfst, den Industriestandort Deutschland in der globalen Konkurrenzwirtschaft zu stützen. Wir wollen Leistung sehen. Gratis ist hier nichts auf Erden.« Einzig die Religion bietet eine Asylstätte der Existenz, in der jeder einzelne Mensch als etwas Unverzweckbares, als ein Wert an sich selbst begriffen wird; wenn er in einem solchen Vertrauen zu sich selber findet, kann er so sein, dass er nach außen hin, lernend in Güte, zum Gutsein auch in moralischem Sinne fähig wird.

Aber braucht er dazu nicht doch einen religiösen Führer, eine Anleitung, oder gehen Sie davon aus, dass das jeder Mensch von sich aus finden kann?

In allen Religionen gibt es so etwas wie Mystik, die davon ausgeht, dass man dieses Entscheidende am besten in sich selber

findet. Aber vielleicht haben Sie recht: Es sind nicht alle Menschen Mystiker. Es ist in jeder größeren Gemeinschaft, auch in jeder größeren religiösen Gemeinschaft unvermeidbar, dass sich Strukturformen des Zusammenlebens bilden: Hierarchien, Lehrsysteme, und dass es Unterweisungen gibt, Formeln, Riten, Traditionen ...

Symbole.

Symbole! Da allerdings sprechen Sie das Wort aus, das mir *als zweites* das wichtigste wäre. Vorhin sagten wir, dass die historische Bedingtheit aller Aussagen über Gott ein Hauptmoment darstellt, um das Absolute nicht völlig vom Himmel fallen zu lassen wie einen Meteoriteneinschlag. Als zweites jetzt aber gilt, dass das, was wir über Gott sagen, wesentlich als Symbol begriffen werden muss, statt in Begriffen gedacht zu werden. Der Unterschied ist absolut. Wenn wir in Symbolen versuchen religiös zu sprechen, reden wir die Sprache der Dichter, malen wir die Bilder der Künstler, sehen wir vor uns die Traumgemälde, die die Seele uns anvertraut in jeder Nacht, und in all dem folgen wir Antrieben, in denen die Sehnsüchte, die Wünsche, die Vorstellungen, die Ängste und ihre Beruhigungen in der Psyche der Menschen eingelagert sind. Theologen, und zwar in allen Religionen, neigen dazu, mittels rationaler Begriffe die Inhalte ihrer Religionsform in Lehrsysteme zu verwandeln und sie in Dogmen zu pressen. Dann hat man Gott gedanklich vermeintlich glasklar definiert und in gewisser Weise begriffen. Aber der Unterschied liegt auf der Hand: Wenn wir anfangen zu denken, unterliegen wir der formalen Logik. A ist gleich A und ist nicht gleich B. Es ist nicht möglich, dass dasselbe unter demselben Aspekt einmal so und einmal anders ist. Entweder ist es so, oder es ist eben nicht so. Sobald wir anfangen Gott zu denken, unterliegen wir dem Ausschluss des nicht zu denkenden Dritten. Begriffe müssen

präzis sein. Je länger die Entwicklung des theologischen Denkens währt, desto exakter wird das theologische Lehrsystem. Das Messer des Denkapparates wird immer schärfer und immer tödlicher als Waffe. Denken wir hingegen in Symbolen, wissen wir, dass wir nicht perspektivisch, begrifflich, rational formulieren können, sondern nur aspekthaft. In diesem Punkte unterliegen die monotheistischen Religionsformen einer nicht ungefährlichen Eigendynamik ihrer intellektuell möglichen Engführungen.

Alle mythischen Religionen, alle polytheistischen Religionsformen waren in diesem Sinne sich bewusst, Symbole des Göttlichen, Anschauungsformen des Heiligen anzubieten und in diesem Sinne aspekthaft zu sein. Es gab keine begrifflichen Widersprüche, sondern wenn Unterschiede in den bildhaften Vorstellungen auftauchten, nahm man sie als Ergänzung. Es ist möglich, von jedem Standort aus dieselbe Sache verschieden zu sehen, und man braucht die vielen Bilder, um ein Panorama zu erstellen.

Das ist ein Gedanke, der auch in der islamischen Tradition eine ganz große Rolle spielt und bekannt ist unter der Vorstellung der tausend Namen Allahs. Wenn Sie mit gebildeten Muslimen diskutieren, werden Sie genau dies hören: Gott hat – auch und gerade im Koran – tausend Namen. Diese Auffassung könnte eine Einladung für christliche Theologen sein, bei Muslimen in die Schule zu gehen. Muslime sagen: »Eure Dogmen mögt ihr, wenn sie euch helfen, beibehalten, – offensichtlich braucht ihr sie. Aber dann müsstet ihr dabei sagen, dass es sich um Bilder handelt, solche, die aus Kleinasien kommen, von den Hethitern, von den Ägyptern, von den Griechen, aus den Mittelmeerreligionen, beeinflusst zudem durch die pythagoräische Religion, die orphische Religion, die Dionysos-Religion, und dass aus den vielen Strömen sich eben die Gebilde geformt haben, die ihr dann dogmatisch mit Christus verbunden habt. Ihr könntet ruhig ehrlich bleiben und zuge-

ben: der Mann aus Nazareth war ein Jude. Er hat in dieser Form nie über sich gelehrt, nie so gedacht. Jeder gläubige Jude wird und kann dazu nur sagen: Das ist unjüdisch, das ist heidnisch. Das kann überhaupt nicht von Gott sein. Ihr sagt, es ist von Gott, und das mag sein. In der Seele der Menschen ist vieles, was von Gott ist. Wenn ihr euch so ausdrücken wolltet, haben wir als Muslime mit euch kein Problem. Dann sprecht ihr bei all euren Dogmen in den tausend Namen Allahs, im Wissen dessen, was wir ständig betonen: Allahu akbar – Gott ist immer absolut größer, unendlich viel größer. Ihr werdet das auch sagen: Alle Begriffe von Menschen sind allenfalls analog auf Gott beziehbar, und selbst dann ist Gott unendlich unterschiedlich von all unseren dogmatischen Aussagen: der Unterschied ist unendlich größer als die Ähnlichkeit. Aber dann, bitte, sagt das doch. Dann müsst ihr auf eure christologischen Dogmen nicht gar so stolz sein. Ihr redet in Bildern. – Also: Wovon sprecht ihr, wenn ihr sagt: Jesus ist Gottes Sohn? Die Ägypter sprachen von ihrem Pharao als Gottes Sohn, alle altorientalischen Herrscher definierten sich als Gottes Sohn. Wie man derartige Titel interpretiert, ist die Frage. Die Auslegung kann nur verbleiben innerhalb der Bilder, nicht der Dogmen. Auch wir Muslime sind dann mit euch einverstanden, zu sagen: »Wir sprechen in tausend Namen von Allah und hoffen, dass er uns Worte gibt, die ihn erreichen, doch niemals können wir erwarten, dass wir wüssten, wer Gott sei.« Er ist immer größer – Allahu akbar. Das ist kein Kampfbegriff für Dschihadisten, das ist die Toleranzformel aller Gläubigen.«

Gut. Und doch haben alle großen monotheistischen Religionen ihre Gotteshäuser; die Synagoge, die Moschee, die Kirche, die sind ja auch etwas wie Symbole, gehören konstitutiv zu einer Religion. Ich möchte das in Verbindung bringen mit einer anderen Frage: Eine evangelische und katholische Delegation von Bischöfen war im Oktober 2016 ja auf dem Tempelberg in Jerusalem, und da wurden sie von dem

dortigen Imam aufgefordert, ihre Kreuze abzulegen. Als ich davon las, habe ich mich gewundert. Wir leben doch eigentlich in einer Toleranz, wir lassen den Halbmond zu, wir lassen in Europa Moscheen zu, und dann waren die Bischöfe tatsächlich bereit, ihre Kreuze abzunehmen. Wie empfinden Sie das?

Es ist die Frage, was man akzentuiert. Wenn man sagen will, Gott ist absolut unendlich größer als alle Bilder, dann muss man sie alle abnehmen, die Kreuze, die Kappchen, die Schuhe, was auch immer. Man betritt vor Gott einen Raum, der im Grunde leer ist und still ist, einen mystischen Raum, der im Inneren lebt. Eigentlich hat man dann nur noch ein Gehäuse, das wie der Körper für die Seele ist. Zusätzlich aber kann man sagen: es gibt viele Zugangswege, so wie die Strahlen der Sonne vibrieren in dem Spiel der Farben des Regenbogens, und dann kann man all die Bilder der verschiedenen Religionsformen wieder einführen, vorausgesetzt man weiß, dass es Bilder sind.

Leider sind die dogmatisch verfassten Religionen der Meinung, dass ihre jeweilige Vorstellung von Gott die absolut richtige ist im Unterschied und im Gegensatz zu den anderen Religionen. Dann machen wir aus Symbolen, die nötig sind, um für das Gefühl und für unsere Vorstellungskraft von Gott zu reden, um mit unserem eigenen Suchen nach Angstberuhigung und Halt Gefühlen vermenschlichend umgehen zu können, Wahrheitsbehauptungen, die wir im Rationalen verfestigen. Wir machen dann aus den heiligen Urkunden göttlicher Offenbarung Kriegsbücher, nicht Versöhnungsangebote.

Wenn ich eben sagte, in Symbolen denken bedeutet, dichterisch reden, malerisch reden, so ist jedem Verständigen klar, dass man mit Dichtung oder Malerei nicht kämpferisch und rechthaberisch aufeinander losgehen kann. Was Goethe schreibt, enthält viele Wahrheiten, was Dostojewski schreibt, enthält viele Wahrheiten, und all das sollten wir wissen über den Menschen; es sind jeweils ganz verschiedene Aspekte, aus-

tauschbar, aber miteinander kommunizierbar, auch in ihren Akzentuierungen und in den Unterschieden ihrer Kulturräume wesentlich aufeinander zu beziehen. Eigentlich sollten wir von all den Aspekten wissen, damit wir einigermaßen vollständig vom Menschen denken könnten; komplementär wären all diese Ansätze, so wie bei jeder großen Dichtung: Wir können nicht mit Goethe, weil wir unseren Goethe haben, jetzt das deutsche Wesen in die Welt bringen, sonst hätten wir gerade von Goethe gar nichts verstanden. Aber der West-östliche Diwan, den Goethe 1815 geschrieben hat, wäre eine Einladung, von den Muslimen zu lernen, was es bedeuten könnte, Christen zu sein.

Herr Drewermann, erleben wir nicht eine stärkere Profilierung der Religionsgemeinschaften? Jeder will möglichst klar sagen: Das bin ich, das ist meine Religion, das ist meine Aussage! In Ägypten sehen wir, dass vermehrt christliche Symbole Kirchen und Kathedralen zerstört werden. Koptische Priester werden verfolgt, manche sogar massakriert. In der Türkei werden Christen zunehmend aus Führungspositionen verdrängt. Ist das in Ihren Augen eine gefährliche Tendenz?

Das ist gefährlich, und das ist nicht erträglich in unserer Zeit. Auf der anderen Seite muss man sehen, wie unhistorisch oder ungleichzeitig Kulturen sich zueinander verhalten können. Wir, die Christen, haben unter Torquemada, dem Großinquisitor nach der Reconquista in Spanien, die Juden als Schweine, als Marranen vertrieben und ausgerottet, wir haben die Muslime vertrieben aus Al-Andalus, einem Kulturgebiet, das ihnen gehörte und zu dessen Bildung sie viel beigetragen haben mit zahlreichen kostbaren Mitgiften auch an die abendländische Kultur bis heute. All diese Gewalttaten galten als christlich und richtig, und eigentlich, wenn wir vierhundert Jahre historisch für nicht gar so lange halten, geschahen sie vor kurzem

erst. Der Islam ist nicht zuletzt durch westlichen Einfluss in seiner Entwicklung gehemmt worden und irgendwo stehen geblieben. Wir haben ihn gehindert, sich unter den Kolonialregimen organisch weiterzuentwickeln. Ich sagte eben schon: Das Osmanische Reich sogar hatte Vorstellungen von Toleranz, nach denen wir uns heute sehnen würden, paradoxerweise. Wer von den Heutigen verbindet mit den Osmanen schon Toleranz? Wir datieren eigentlich das Osmanische Reich 1453 bei der Eroberung von Istanbul oder 1683 bei der Belagerung von Wien. Aber denken wir an den Großmogul Akbar im 16. Jahrhundert in Fatehpur Sikri, wo er von Agra aus eine Einheit aller monotheistischen, buddhistischen und hinduistischen Religionsformen ermöglichen wollte; seine Gestalt war das Vorbild für Lessings »Nathan«.

Aber erleben wir nicht zum Beispiel bei den islamischen Lehrstühlen, die in Deutschland eingerichtet werden, dass genau das stattfindet, was auch in den christlichen Religionen stattgefunden hat? Da müssen absolut linientreue Lehrer draufsitzen, sonst bestimmt die Religionsgemeinschaft, dass sie entlassen werden. Sie haben zu lehren, was nach Meinung der Hierarchie gelehrt werden muss?

Das ist ja leider auch in Deutschland bis heute so. Unter staatlicher Aufsicht sorgen die christlichen Kirchen dafür, dass ihre Lehrer und Dozenten in Schulen und Universitäten die Botschaft Jesu entlang den konfessionsspezifischen Vorgaben in orthodoxer Kirchenzucht korrekt weitergeben. Man darf Christ nur werden, indem man katholisch, lutherisch oder calvinistisch oder sonstwie instruiert wird. Ich weiß, wovon Sie reden: Man hat jene aspekthaften, symbolischen Bildern von Gott, die hineinwirken können in unsere Angst, die Vertrauen artikulieren können, die Menschlichkeit formieren und formulieren, die die Gemeinsamkeiten des Zusammenlebens strukturieren können, in Formeln gepresst, die man nur noch

von außen beigebracht bekommen kann, weil sie im Inneren nicht mehr wachsen, und die man nur noch nachsprechen muss, um als »Gläubiger« in Erscheinung zu treten. Wer einen solchen Lehrapparat aufbaut, verfügt über geistige Macht bis in den Innenraum der Seele hinein und hält die »Gläubigen« im Grunde nur noch als außengelente Verfügungsmasse in seinen Händen. Diesen Zustand wollen alle verfassten Kirchen, alle verfassten Religionssysteme, und ihre Gläubigen sind ihnen unterwürfig, vergleichbar der staatlichen Gewalt. Auch das haben wir, wie gesagt, im Abendland erlebt.

Wir müssten in Wahrheit die Botschaft Jesu an dieser Stelle, was die Trennung von Staat und Kirche angeht, noch einmal genauso unter die Lupe nehmen, wie wir es eben beim Unterschied von Religion und Ethik probiert haben. Seit dem Jahre 312, seit der Schlacht an der Milvischen Brücke, seit dem Sieg Konstantins über seinen Thronkonkurrenten Maxentius, ist das Christentum im Römischen Reich ein Instrument der Herrschaftsausübung zur Homogenisierung des Bewusstseins geworden, und im Jahr 391 ist es sogar zur Staatsreligion erklärt worden. Seitdem musste man Christ sein, um römischer Bürger sein zu können. Und das ist das Erbe, die Hypothek, die sich im gesamten sogenannten christlichen Abendland fortgesetzt hat. Wo ist da der vermeintlich so riesige Unterschied zu den Muslimen heute? Außer wir gehen erneut zurück auf die Brechungen Ende des Dreißigjährigen Krieges 1648, der Französischen Revolution und der Aufklärung 1789 und sehen die Unvollkommenheit, mit der sich der Freiheitsgedanke bis in die Gegenwart hinein malt.

Sie haben Byzanz erwähnt, 1453, wo die Christenheit einen großen Schock erlitt und die Hagia Sophia in einer Nacht- und Nebelaktion eine islamische Moschee wurde. Und heute soll aus dem Museum wieder eine Moschee werden. So möchte es Herr Erdogan.

Byzanz war bis zur Eroberung durch die Türken ein oströmisches Staatskirchentum in strengster Form, wie wir es uns in dieser Art schwer im lateinischen Christentum im Westen vorstellen können, was allerdings wieder nicht daran liegt, dass wir hier etwa frömmere oder aufgeklärtere gewesen wäre, sondern dass seit der Völkerwanderungszeit der Westen eine stabile Kaisermacht in Rom nicht mehr zugelassen hat. 476 bricht im Westen das römische Imperium zusammen, und es erhält sich in Reinkultur nur noch in Byzanz. Und in dieser Weise wird es übernommen und fortgesetzt von den Muslimen. Also es geht alles seinen Gang.

Der eigentliche Widerspruch müsste in der Botschaft Jesu gelegen haben und liegen. Da, genauso wie bei dem Unterschied zwischen Ethik und Religion im Mitleid mit den Gescheiterten und den am Boden Liegenden, ist Jesus offensichtlich der Meinung, dass man die Macht der Regierenden hinterfragen muss. Denn sie sind es ja, die das Strafrecht exekutieren. Sie sind es, die die Grausamkeiten mit verwalten. Sie sind es, die behaupten, im Namen Gottes zu regieren; und was tun sie? Das ist im 22. Kapitel des Lukasevangeliums (und in Mk 10,42–44) zu lesen: »Auf den Thronen der Völker sitzen die Mächtigen und willküren herab auf ihre Untertanen und lassen sich dafür auch noch Wohltäter nennen. Unter euch nicht so!« Das ist Jesu Abschiedswort im Abendmahlssaal! Stärker kann man Religion, den Bezug zu Gott, nicht in Widerspruch setzen zu der Idee, dass menschliche Herrschaft in Gottesgnadentum sich verwaltet. Was Jesus in seiner ganzen Haltung provoziert, ist der absolute Widerspruch von Gottesherrschaft und Menschenmacht in der geschichtlich überlieferten und fast schon selbstverständlich gewordenen Form. Das sollte eigentlich für jeden Christen klar sein: Wenn es die Staatsmacht ist, die den Gottessohn kreuzigt, dann können beide wohl nicht derselben Quelle entspringen. Dann ist der Widerspruch selber tödlich. Was Jesus wollte, war eine Revo-

lution von innen; keine Macht auf Erden ist in seinen Augen göttlich.

«Nehmen Sie nur die Frage nach der Kaiser- oder Steuer-münze. Gefragt wird Jesus von den Pharisäern und Herodianiern: »Müssen oder dürfen wir dem Kaiser Steuern zahlen?« Und er sagt: »Alles Staatsrecht ist relativ. Auf der Münze steht das Bild des Kaisers, also gehört die Münze dem Kaiser. Wenn ihr euch in seinem Wirtschaftsraum bewegt, so gebt ihm, was ihm zusteht. Aber in eurer Seele steht eingeprägt das Bild Gottes.« Danach hatte man ihn überhaupt nicht gefragt, doch das ist seine Antwort. »Ihr müsst Gott geben, was Gottes ist. Das ist euer wirkliches Leben. Und da gehört kein Kaiser hin.« Es folgt: Alle wesentlichen Fragen im menschlichen Leben lassen sich nicht mit der Machtverwaltung irgendeiner Staatsordnung verbinden. Damit gegeben ist eine Umschichtung im Ganzen: eine Trennung von Staat und Kirche, so krass, wie sie kaum je formuliert wurde. Henrik Ibsen konnte einmal sagen: »Es gibt viele Tyrannenmörder, aber niemanden, der die Tyrannei der Macht von innen her mit einem so listigen Wort vergiftet hätte wie Jesus mit seinem: »Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, aber Gott, was Gottes ist.«« Das ist das absolute Ende aller autoritären Macht von Menschen über Menschen. Und es ist der Kern der Botschaft Jesu. Für solche Dinge ist Jesus einmal gekreuzigt worden. In dieser Haltung hätte das Christentum heute wirklich etwas zu sagen, es hätte sich nur einmal treu bleiben müssen. Doch genau das ist es nicht. Spätestens seit dem Jahre 312 haben wir die Perversion des Christlichen zu dem, was Religion leider immer war, und damit haben wir die ganze Dialektik von Religion und Macht, von Kirche und Staat, von Symbol und Dogma.